

Billo Heinzpeter Studer

Amir ist nicht mehr da



Wenn Europa unser Meer leer fischt,
müssen wir Arbeit in Europa suchen.

Billo Heinzpeter Studer

Amir ist nicht mehr da

Wenn Europa unser Meer leer fischt,
müssen wir Arbeit in Europa suchen.

Leseprobe

Das Buch mit 80 Seiten und
zahlreichen Fotos kann für
CHF / EUR 25.– (Porto inbegriffen)
bestellt werden bei:
verlag@edimut.ch

think.fish

Reihe kids.think.fish #3

Verlag edition mutuelle

Für meine Kinder Zora, Nina und Thabo

Inhaltsverzeichnis

3	1. Fahrt in die Nacht
22	2. Fischfang im Delta
36	3. Wo ist Amir?
61	4. Nachgedanken

Anhang

66	Senegal in Westafrika
68	Pirogen
70	Wolof und andere Sprachen
71	Kiemennetze
72	Auswandern (Migration)
74	Boubou
76	Mangroven
78	Willst du mehr wissen?
80	Impressum



1. Fahrt in die Nacht

Es ist noch dunkel, als Beni hört, dass jemand seinen Namen ruft. Und noch einmal, bis er antwortet. Du musst rasch kommen, sagt ein Mann vor der Tür, die Fischer machen sich gerade bereit!

Beni schaut auf die Uhr. Gestern abend an der Sitzung mit den alten Fischern sagten sie doch, man werde mich um fünf Uhr wecken. Es ist aber erst halb fünf. Hm, das Frühstück kann ich jetzt vergessen.

Beni schlüpft hastig in seine Kleider und rennt mit dem Mann, der vor der Tür wartet, zum Strand. Dort stehen ein paar junge Männer um eine Piroge, alle in Ölzeug gekleidet. Der Chef befiehlt einem der Jungen, sein Öl-



zeug ausziehen und es Beni zu geben. Zieh dir das über, sagt er, draussen auf dem Meer wird es kühl und nass sein! Es ist Amir, ein etwa dreissigjähriger Mann, den er gestern Abend bei den alten Fischern kurz kennen gelernt hat und der sich dann zurückziehen musste, weil es sich für junge Männer nicht schickt, bei den Sitzungen der Alten dabei zu sein.

Piroge? → Seite 68

Das Ölzeug ist klamm, steif und kalt. Beni fröstelt. Die Männer beginnen, die schwere Piroge über den Sandstrand zum Wasser zu bewegen. Die Piroge gleitet langsam über runde Holzstücke; zwei Männer behändigen die Rollen, über die die Piroge bereits geritten ist, und legen sie vor die Piroge. Als das Boot im Wasser ist,

springen Amir und seine zwei Cousins hinein und fordern Beni auf, es ihnen gleich zu tun. Die anderen Männer stossen die Piroge weiter hinaus, während Amir den Aussenbordmotor anwirft. Es klappt beim dritten Versuch, und ab zischt das Boot und hinein in die Wellen, die sich hier vor dem Strand auftürmen und das Boot immer wieder zu stoppen drohen. Nach ein paar Minuten wird das Wasser ruhiger, die Fahrt schneller; die drei Männer lachen.

Beni sitzt in der Mitte des Boots, hält sich mit jeder Hand an einer Bordkante fest und verkeilt sich mit den Füßen gegen die Spanten, so gut es geht. Er hat Angst, das Gleichgewicht zu verlieren im Boot, das in der Dünung schaukelt. Er schaut zurück zum Strand; nur die Lichter der kleinen Fischerstadt Kayar sind noch zu sehen, verschwinden aber bald, und nun sitzt er im Dunkeln in einem Boot mit Menschen, die er nicht kennt, und – verdammt, ich hab ja nicht mal eine Schwimmweste an! Und wenn ich ins Wasser fiele, mit all dem schweren Zeug auf dem Leib, das ich mir im Wasser kaum ausziehen könnte...? Noch fester verspannt sich Beni im Boot und versucht mit seinem Körper das Schaukeln des Boots auszugleichen; es soll wenigstens nicht an ihm liegen, falls die Piroge kentern sollte, was immer wieder vorkomme, wie er gehört hat.

Einer der Männer steht plötzlich auf, stellt sich nah an eine Bordkante, macht seine Hose auf und pinkelt in aller Seelenruhe ins Wasser. Der ist ja verrückt, denkt Beni, ich würde schon nur beim Stehen in der Bootsmitte ins Wasser kippen. Aber der Junge steht minutenlang

da, auch als er längst fertig gepinkelt hat, und schaut in die Dunkelheit hinaus. Dann sagt er was zu Amir, auf Wolof, und Amir antwortet bloss: Noch nicht!, was Beni versteht, weil er es auf Französisch sagt. Er hat gelernt, dass die Senegalesen, die einst von den Franzosen erobert und beherrscht worden waren, ihre Landessprache mit französischen Brocken angereichert haben; sie nutzen französische Ausdrücke immer dann, wenn sie kürzer sind als der gleiche Ausdruck in Wolof.

Wolof? → Seite 70

Der andere Junge starrt jetzt immer öfter auf sein GPS-Gerät. Plötzlich gibt er Amir ein Zeichen und hält ihm das Gerät vor die Augen. Amir nickt, stellt den Motor ab und lässt die Piroge noch eine Weile weiterfahren; dann ruft er dem Pinkler was zu, und dieser wirft den Anker aus. Wir sind allein auf dem Meer, weit und breit kein Horizont. Aber wenigstens ist jetzt der Lärm des Motors verstummt, und Beni kann endlich mit Amir reden.

Warum ankern wir gerade hier?

Weil es hier ein Riff hat, einen Hügel auf dem Meeresboden, und da gibt's am meisten Fische.

Weisst du das dank des GPS-Geräts?

Nein, das weiss ich von meinem Vater, und der hat es von seinem Vater gelernt.

Also weisst du das auch ohne GPS?

Ja, klar Mann!

Warum brauchst du dann das GPS?

Einfach so, zur Kontrolle.

Die Piroge schaukelt leicht auf der Dünung, die Sonne kommt, es wird angenehm warm. Die drei Jungen nehmen ihre Handleinen hervor, lange dünne Leinen aus Nylon, an denen bis zu acht Seitenleinen befestigt sind, mit je einem Angelhaken an deren Enden. Sie befestigen an jedem Haken ein kleines Stück von einem toten Fisch, den sie am Tag zuvor gefangen haben. Mit diesen Ködern hoffen sie auf Fang. Dann lassen sie die mit einem Gewicht beschwerten Leinen in die Tiefe gleiten. Die Leinen halten sie in der Hand; sie führen sie über einen Finger, den sie mit Pflaster umwickelt haben, weil die Leine sonst beim Hochziehen des Fangs einschneidet. Es wird still; sie warten. Lange tut sich nichts. Zeit, zu reden.

Könnt ihr schwimmen?, fragt Beni.





Amir, der Kapitän der Piroge und der einzige der drei, der ein wenig Französisch spricht, schüttelt den Kopf. Warum fragst du?

Weil ihr gar keine Schwimmwesten dabei habt. Das ist doch gefährlich.

Was sollen wir mit Schwimmwesten? Hier draussen holt uns sowieso niemand, die Küstenwache hat viel zu wenige Schiffe. Wenn wir ins Wasser fallen, kann uns nichts retten, die Strömung vom Strand weg ist viel zu stark hier im Atlantik. Ohne Schwimmweste ertrinken wir, das geht ziemlich rasch. Mit Schwimmweste treibt es uns einfach immer weiter aufs Meer hinaus, da sterben wir halt langsam. Einmal wurde eine Piroge von der Strömung abgetrieben, weil das Benzin für den Motor alle war. Die Piroge wurde dann später auf der anderen Seite des Meers in Brasilien an Land gespült, die Männer darin waren alle tot, verdurstet. Nein, Schwimmwesten helfen uns hier gar nichts, sagt er und lacht.



Jetzt tut sich was, Amirs Leine zieht sich straff. Mit der Rechten zieht er sie Zug um Zug herauf und führt sie über den bepflasterten Zeigefinger der linken Hand. Als die Haken an der Wasseroberfläche erscheinen, hängen zwei eher kleine Fische daran, die an der Sonne goldsilbern schimmern. Amir löst beide Fische von den Angeln und wirft sie in eine Kiste, die Eis enthält. Dann kontrolliert er alle acht Haken, setzt wo nötig neue Köder drauf und wirft die Leine wieder ins Meer. Ein paar Minuten später zuckt seine Leine erneut; ein einzelner Fisch hängt dran. Amir löst ihn vom Haken und wirft ihn in die Kiste.

Wieder warten. Amir fragt: Du wolltest mir was zeigen?

Beni kramt in seinem kleinen Rucksack und zieht einen hellen, knapp dreissig Zentimeter langen Stab aus rostfreiem Stahl hervor. Den haben wir für unser Projekt entwickelt, sagt er, Werkschüler in der Hauptstadt haben sie hergestellt. Er zeigt auf das dickere Ende des Stabs,

das mit einem Schraubgewinde versehen ist: Mit diesem Ende schlägst du auf den Kopf des Fisches, oberhalb der Augen, um ihn zu betäuben, dadurch wird er bewusstlos und spürt keinen Schmerz mehr. Dann drehst du den Stab um 180 Grad und führst diese kleine Rundklinge durch die Kieme bis zur Hauptschlagader des Fisches und durchtrennst sie mit einem Schnitt, damit er ausblutet und stirbt; so muss er nicht lange leiden. Das Schraubgewinde hinterlässt eine Spur auf dem Fischkopf, so kann später bestätigt werden, dass du den Fisch betäubt hast.

Amir hört interessiert zu und sagt: So etwas hab ich noch nie gesehen. Du musst mir das zeigen, wenn ich den nächsten Fisch fange. Bald bewegt sich Amirs Leine erneut, wieder ein Fisch. Amir will ihn eben von der Angel lösen, doch Beni stoppt ihn: Gib mir, ich zeig es dir. Am besten betäubst du den Fisch, wenn die Angel noch in seinem Maul steckt, so! Er führt einen kurzen, entschiedenen Schlag auf den Kopf aus; der Fisch zuckt und erstarrt. Siehst du, sagt Beni: Jetzt kann ich die Angel herauslösen, ohne dass es dem Fisch wehtut. Und jetzt dreh ich den Stab in meiner Hand und führe die Klinge durch die Kieme bis zur Schlagader und reiße dann den Stab ein wenig zurück, damit er die Ader durchschneidet, so! Es blutet ganz wenig, und Beni sagt: Jetzt ist der Fisch tot, jetzt kannst du ihn in die Kiste legen.

Amir hat aufmerksam zugehört und sagt jetzt: Das ist interessant, und es sieht gar nicht kompliziert aus. Beim nächsten Fisch mach ich das selber. Die anderen Cousins haben neugierig zugeschaut und ihre Leinen fast verges-

sen. Sie gucken noch etwas ungläubig, und Amir muss es ihnen auf Wolof erklären. Da beisst der nächste Fisch an, Amir holt ihn am Bord und ahmt nach, was ihm Beni gezeigt hat. Das geht ja ganz gut, stellt er erfreut fest. Und dafür werden wir also mehr Geld bekommen?

Ja, sagt Beni bestimmt: Das ist ja der Sinn unseres Projekts. Wir wollen zeigen, dass es möglich ist, beim Fischen alles zu tun, damit die Fische nur kurz und wenig leiden müssen. Das erhöht übrigens auch die Qualität des Fischfleischs. Und weil das für die Fischer etwas mehr Arbeit bedeutet, sollen sie dafür auch einen besseren Preis bekommen. In Europa gibt es Menschen, die gerne etwas mehr bezahlen für einen Fisch, der nicht lange gequält wurde.

Das ist wirklich interessant, sagt Amir und lacht. Wenn das so ist, bleibe ich vielleicht doch hier, anstatt nach Europa abzuhausen!

Du willst nach Europa auswandern?!, ruft Beni ganz erstaunt.

Auswandern? → Seite 72

Ja; denn das hier ist ja keine gute Arbeit. Wir müssen immer in aller Früh raus, auf dem Meer ist es gefährlich, und wir fangen immer weniger, manchmal so wenig, dass wir nicht einmal das Benzin bezahlen können mit dem Verkauf der Fische. Du siehst ja, wie wenig wir bis jetzt in zwei Stunden gefangen haben. Nein, das ist keine Arbeit, das ist eine Drecksarbeit. Wenn ich eine Gelegenheit finde, geh ich nach Europa, das war mein Plan.



Was willst du denn in Europa? Wartet da jemand auf dich? Hast du da eine Arbeit in Aussicht? Und weisst du, wie kalt es dort ist? Auch kalt unter den Menschen, du würdest dort sehr einsam sein. So viele von euch haben es schon versucht, und von denen, die bei der Fahrt übers Meer nicht umgekommen sind, fanden die wenigsten eine gute Arbeit, und viele mussten am Ende wieder zurückkehren.

Ich kenne aber einen, der lebt jetzt in Amsterdam und hat dort eine gute Arbeit, eine Wohnung und ein Auto und kann seiner Familie hier immer wieder Geld schicken!

Ja, solche Beispiele gibt es natürlich, aber sie sind die grosse Ausnahme.

Ich weiss schon, sagt jetzt Amir: Manchmal höre ich am Sonntag eine Sendung am Radio, da sprechen Senegalesen, die es nach Europa geschafft haben, und erzählen, wie es ihnen dort geht. Die meisten sagen: Bleibt im Senegal, wir wären froh, wir wären geblieben. Also, wenn das mit eurem Projekt etwas wird, dann bin ich natürlich dabei!

Senegal? → Seite 66

Die Piroge schaukelt, nur selten wird die Ruhe unterbrochen, wenn wieder ein Fisch anbeisst. Einmal fängt einer der Cousins eine Seezunge, einen langen schmalen Fisch, der am Meeresboden lebt. Amir will wissen, wie man denn diese Fischart betäuben und töten könne. Beni zieht bedauernd die Schultern hoch: Das ist schwierig, das haben wir noch nicht studiert. Dabei weiss Beni, dass vor Senegals Küste viele Seezungen gefangen werden, und er nimmt sich vor, der Frage nachzugehen, wenn er wieder zurück in der Schweiz ist. Jetzt aber nimmt ihn vor allem wunder, warum Amir mit dem Gedanken spielt, nach Europa auszuwandern. Was sagt denn deine Familie dazu?, fragt er.

Meine Frau und meine drei Kinder wären natürlich traurig. Doch meine ganze Familie, meine Eltern, meine Brüder, meine Onkel und Tanten würden Geld zusammenlegen, damit ich einen Platz auf einer Piroge bezahlen kann. Sie hoffen, dass ich in Europa mehr Geld verdienen und ihnen immer wieder etwas schicken kann. Ich bin der älteste Sohn und muss für die Familie sorgen. Weissst du, hier gibt es keine Arbeit als Fischen, Fische

verarbeiten und Fische verkaufen. Und weil die grossen Fangschiffe aus Europa und Asien uns seit Jahren immer mehr Fische wegnehmen, verdienen wir immer weniger. Darum.

Plötzlich taucht eine zweite Piroge auf, sie ist etwas länger, fünf Handleiner sitzen in ihr. Sie kommen der Piroge von Amir ganz nahe und beginnen zu scherzen und zu lachen. Beni fragt Amir, um was es denn gehe. Amir schmunzelt: Sie sagen, du sollst morgen mit ihnen aufs Meer fahren, weil sie auch einmal so gut verdienen möchten, ohne zu fischen!

Aber wir fischen doch!

Du siehst ja, wie wenig wir gefangen haben. Eigentlich brauchen wir heute gar nichts zu fangen, weil du ja für die Fahrt bezahlt hast. Sollen wir an Land zurückkehren?

Wir sind doch erst gut drei Stunden auf dem Meer! Wie lange seid ihr denn normalerweise draussen?

So gegen sechs Stunden.

Dann macht das bitte heute auch so. Ich bin ja nicht mit euch gekommen, um ein bisschen auf dem Meer herum zu fahren, sondern, um einen normalen Arbeitstag mit euch zu erleben und dabei von euch zu lernen.

Amir dreht sich zu seinen Cousins um und sagt etwas, worauf beide lachen, die Achseln zucken und weiter an ihren Leinen ziehen. Okay, sagt Amir, machen wir weiter. Ist dir denn nicht langweilig? Natürlich nicht! Du kannst mir ja auch etwas über euer Leben erzählen, während wir auf den nächsten Fisch warten.

Amir meint, da gebe es nicht viel zu erzählen, jeder Tag sei wie der andere, nur das Wetter verändere sich manchmal und die Zahl der gefangenen Fische. Er möchte, dass seine Kinder lange genug zur Schule gehen können, damit sie später einen Beruf lernen und nicht fischen gehen müssen. Leider sei er selber nur ein paar Jahre in der Schule gewesen, habe Französisch sozusagen auf der Strasse gelernt, darum könne er die Sprache auch nicht so gut. Fischer sei eigentlich ein schöner Beruf, aber nicht, wenn es immer weniger zu fangen gebe. Er würde gerne eine andere Arbeit machen, irgendetwas, er lerne rasch und sei gesund und stark. Dann fragt er Beni, was denn sein Projekt genau sei.

Wir sind eine Gruppe von Menschen in der Schweiz, die ich leite und die sich dafür einsetzt, dass Fische rücksichtsvoll behandelt werden. Beim Fischfang sollen die Tiere nur kurz im Netz oder an der Angel zappeln, und man soll sie sofort betäuben und töten, sobald man sie aus dem Wasser zieht. Dann bin ich zufällig mit einem Senegalesen in Kontakt gekommen, der sagte, genau dieses Ziel könnte man sicher zusammen mit kleinen Fischern im Senegal verwirklichen. Und weil ein Schweizer Fischverkäufer Interesse an rücksichtsvoll gefangenen Fischen aus dem Senegal zeigte, bin ich jetzt hier, um herauszufinden, was möglich ist.

Und du bist den ganzen Weg hierher gekommen nur wegen uns?

Nein, mein kleines senegalesisches Team arbeitet auch zusammen mit Kollegen von euch in ein paar anderen

Fischerdörfern entlang der Küste und im Saloumdelta. Damit wir die Fische in der Schweiz verkaufen können, brauchen wir verschiedene Arten. Wir testen auch verschiedene Fischfabriken in der Hauptstadt Dakar, bevor wir uns für eine entscheiden, mit der wir dann die grossen Exporte machen. Im Moment exportieren wir nur wenige Kilo Fisch pro Mal, damit wir die Probleme auf dem langen Weg von der Piroge bis zum Fischkonsument in der Schweiz erkennen und lösen können.

Das klingt spannend. Schafft ihr das?

Ja, ich bin zuversichtlich. Wir haben ja mit dem Fischverkäufer in der Schweiz einen starken Partner.

Als sechs Stunden um und noch ein paar weitere Fische gefangen und mit dem Metallstab betäubt und getötet sind, fragt Amir: Kehren wir zurück? Doch er macht sich schon am Motor zu schaffen, bevor Beni zustimmen kann. Nach rascher Fahrt schürft die Piroge den Sandstrand, die Männer springen aus dem Boot, andere Männer kommen herbei und helfen, das schwere Gefährt mithilfe der Holzrollen wieder auf den Strand hinauf zu ziehen.

Unter den Helfern sind einige alte Fischer, die schon lange nicht mehr fischen gehen, weil das jetzt ihre Söhne tun. Beni hat von Amir gehört, es sei schon vorgekommen, dass ein junger Fischer, dessen Vater immer noch aufs Meer hinaus musste, von seinen gleichaltrigen Kollegen ins Gebet genommen worden sei. Es gehört sich nicht, dass ältere Männer diese gefährliche Arbeit machen. Die alten Fischer verbringen den Tag am Strand

und bekommen ein bisschen Geld, wenn sie helfen, eine Piroge zu wassern oder auf den Strand zu ziehen.

Beni ist froh, das Ölzeug wieder ausziehen zu können; inzwischen steht die Sonne hoch am Himmel, und es ist heiss. Zusammen mit Amir und seinen Cousins geht er in Richtung der kleinen Fischerstadt und staunt, dass der Boden unter ihm wankt. Amir lacht: Das ist ein gutes Zeichen: das heisst, dass du mit dem Schaukeln auf dem Boot kein Problem hast und dass du gar nicht seekrank werden kannst!



Oh, das würd ich lieber nicht im Härtetest beweisen. Ich war auf der Piroge ganz froh, dass ich zu früh geweckt wurde und keine Zeit mehr hatte für ein Frühstück – wer weiss, was sonst in meinem Bauch los gewesen wäre! Und vor allem war ich froh, dass ich auf dem Meer nicht pinkeln musste, ich glaube nicht, dass ich so ruhig auf

dem Boot hätte stehen können wie ihr das macht. Amir lacht, und nachdem er seinen Cousins übersetzt hat, was Beni eben sagte, lachen auch sie herzlich.

Sie bringen Beni zurück zu seiner Unterkunft und machen mit ihm ab, sich am späteren Nachmittag zu treffen und ihn dann zur Sitzung mit den alten Fischern zu bringen, die am Abend stattfinden soll, um über das Projekt zu beschliessen. Beni ist froh, sich noch ein paar Stunden aufs Ohr legen zu können.

Als die Freunde sich wieder treffen, staunt Beni über Amirs Aufmachung: Er trägt einen aprikosenfarbenen Boubou, ganz einfarbig und ohne Muster, was hier eher ungewöhnlich ist, aber unverschämt gut aussieht an diesem grossen Mann mit seiner dunkelbraunen Haut. Beni sagt ihm geradeheraus, wie toll er aussieht. Amir freut sich sehr: Heute nacht zieh ich diesen Boubou aus und morgen schenk ich ihn dir! Bitte nicht, wehrt Beni ab, sei mir nicht böse, wenn ich dieses grosse Geschenk nicht annehmen kann. Weisst du, ihr mit eurer dunklen Haut könnt jede Farbe tragen, und es sieht einfach immer gut aus; aber auf meiner fast weissen Haut würde die Aprikosenfarbe wirklich bescheuert aussehen, das

Leseprobe

Das Buch mit 80 Seiten und zahlreichen Fotos kann für CHF / EUR 25.– (Porto inbegriffen) bestellt werden bei: verlag@edimut.ch

ines Festgewand. Im übrigen
er beschenkt mit diesem Tag
eni ist nicht sicher, ob er seine
d er hat ein schlechtes Gewis-
t abgelehnt hat.

Boubou? → Seite 74



3. Wo ist Amir?

Als Beni ein Jahr später in den Senegal zurückkehrt, gilt sein erster Besuch dem Fischerstädtchen Kayar. Am Strand trifft er einen der Freunde von Amir und fragt: Wo finde ich Amir? Der andere senkt den Blick, dann sagt er leise: Amir ist nicht mehr da, er ist gegangen. Beni erschrickt: Was ist denn passiert?

Er ist nach Spanien gegangen, mit anderen zusammen auf einer Piroge.

Wann denn?

Vor ein paar Monaten.

Hast du seine Handynummer?

Der andere schüttelt den Kopf: Nein, und wir haben auch keine Nachricht von ihm. Bis jetzt.

Beni geht weiter dem Strand entlang, fragt andere Fischer, die er wieder erkennt; aber keiner kann ihm mehr sagen. Schliesslich klopft Beni bei Abdou an, dem alten Chef der Fischer. Der ist ganz betrübt, Beni nicht weiterhelfen zu können: Amir hat halt die Chance gepackt, als er Platz auf einer Piroge nach den Kanarischen Inseln erhielt; er hat nicht mehr gewusst, wie er seine Frau und seine drei Kinder ernähren soll, als Fischer ohne Fische. Er hoffte lange, dass dein Projekt für ihn und seine Kollegen etwas zum Besseren verändert. Aber dann hat er immer mehr die Hoffnung verloren. Ich habe ihm vergeblich zugeredet, er solle noch Geduld haben. Die Zeiten werden für uns jedes Jahr noch schlechter, weisst du, Beni. Als Bub hab ich von meinem Vater fischen gelernt, und wenn wir vom Meer zurück kamen, war die Piroge randvoll mit dem Fang. Es hatte damals so viele Fische, dass wir sogar zu Fuss dem Strand entlang waten und sie mit der Hand fangen konnten. Aber dann kamen immer mehr grosse ausländische Schiffe, zuerst aus Russland und Europa, dann auch aus Japan, Korea und China, die haben mit ihren riesigen Netzen viel zu viele Fische gefangen, und jetzt sind die Fischbestände erschöpft. Traurig schüttelt Abdou den Kopf, und der sonst so stattliche Mann lässt die Schultern hängen und seufzt.

Beni fühlt sich, als hätte er einen ungeheuren Schlag in die Magengrube erhalten. Mein Freund Amir hat an un-

ser Projekt geglaubt, bis er nicht mehr konnte. Hätten wir doch nur rascher vorwärts gemacht!, denkt Beni, während er zum Strand zurück geht, um sein Team zu treffen. Amirs Auswanderung trifft ihn wie eine persönliche Niederlage, und einen Augenblick lang hat er das Gefühl, er müsse alles absagen. Doch sie hatten ja bereits mit einigen Fischern abgemacht, die am Projekt interessiert waren und sich dafür ausbilden lassen wollten. Irgendwie muss es weitergehen. Und plötzlich hört Beni sich selber sagen: Und ich werde Amir zeigen, dass wir es schaffen! Und trotzig führt er hinzu: Amir wird mit seinen Zweifeln nicht recht bekommen! Und wenn alles bereit ist, will ich ihn suchen und zurückholen. Hier ist er doch zuhause und kennt sich aus!

Die Fischer lernen rasch. Mit dem bescheidenen Fang kehren sie nach ein paar Stunden zum Strand zurück, wo schon ein paar Fischerfrauen warten. Junge Burschen schultern die paar Kisten mit Fischen im Eis zu ihnen,



und die Frauen machen sich sofort an die Arbeit. Sie nehmen einen Fisch um den andern in die Hand, prüfen die Spuren vom Schlag mit dem Metallstab auf den Kopf und vom Schnitt durch die Schlagader. Sie messen die Länge jedes Fisches, um festzustellen, ob er alt genug war und sich schon fortpflanzen konnte. Und sie prüfen bei jedem Fisch, ob er zu einer der Arten gehört, die im Projekt erlaubt sind, oder ob es sich um überfischte Arten handelt. Dann wiegen sie die akzeptierten Fische und packen sie sorgfältig in neue Kisten auf frisches Eis und schliessen die Deckel. Die aussortierten Fische, es sind weniger als ein Prozent des ganzen Fangs, werden sie am Abend mit ihrer Familie essen; sie sind ja nicht schlecht, sie erfüllen nur nicht die strengen Bedingungen im Projekt.

Ein Mitarbeiter der internationalen Kontrollfirma, die das Projekt überwacht, hat die Ankunft der Pirogen, deren Ausrüstung und die Arbeit der Frauen beobachtet und schreibt später einen kurzen Bericht darüber. Er verfolgt auch die Ankunft der Fische in der Fabrik, kontrolliert selber noch einmal die Fische und deren Verarbeitung, um sicherzustellen, dass die nach Europa geflogenen Kisten nur Fischfilets nach den Bedingungen des Projekts enthalten. Beni's Team ist in der Fischfabrik von Anfang bis zur Lieferung an den Flughafen dabei. Sie beobachten alle Abläufe, um mögliche Fehlerquellen zu entdecken und zu beheben. Die Fischfilets sollen nicht nur die Projektbedingungen erfüllen, sondern auch wirklich frisch und mit hoher Qualität in der Schweiz ankommen. Beni hatte sich darum in der Schweiz bei



Fischhändlern umgehört und sie gefragt, was sie von der Idee halten, bei jeder Sendung in ein paar Kisten kleine, verschlüsselte Temperaturschreiber zu verstecken, deren Daten er nach der Ankunft am Computer lesen könne, um festzustellen, ob die von der EU für den Transport von frischen Fischen vorgeschriebene Temperatur zwischen null und zwei Grad irgendwo unterwegs überschritten worden sei. Der Zustand der allerersten Testlieferung war nämlich nicht erfreulich gewesen. Doch die befragten Fischhändler antworteten nur: Wollen Sie sich das wirklich antun?

Doch, genau das will Beni; als Nichtfachmann will er sicher sein, keine Fehler zu machen. Also bestellte er etliche Tempchecks, wie diese Aufzeichnungsgeräte im Fachjargon heissen, flache runde Metallstücke mit einem Durchmesser von etwa drei Zentimetern, die alle paar Minuten die Temperatur aufzeichnen. Dank dieser Messungen ist es Beni und seinen Freunden gelungen, die

Senegal in Westafrika





Strassenszenen in Dakar

Pirogen

Pirogen sind offene Boote aus Holz, die von Männern der Fischergemeinschaft gebaut werden. Der Kiel und der gebogene Bug bestehen aus einem von oben ausgehöhlten Baumstamm, ähnlich wie die ursprünglichen Einbäume, aus denen später die Pirogen entwickelt wurden. Auf dem Baumstamm werden links und rechts Holzplanken aufgebaut und in Form gebogen. Querspanten und Querbalken halten die beiden Bootsseiten zusammen. Die Querbalken dienen auch als Sitzbänke. In den grossen Zwischenräumen zwischen den Querbalken findet alles mögliche Platz, Fischernetze, die gefangenen Fische, Benzinkanister, Trinkwasser und, ganz wichtig in Westafrika: ein kleiner Holzkohleofen, auf dem Tee zubereitet werden kann.

Die Ritzen zwischen den Bootsplanken sind kalfatert, also mit Fasern und Teer abgedichtet. Es läuft aber dennoch immer etwas Wasser ins Boot, das hin und wieder mit einem Eimer ausgeschöpft werden muss. Und auch ganz wichtig: Die Boote sind aussen bunt bemalt und tragen den Namen des Besitzers oder der Person, die das Geld für den Bau gestiftet hat. Ähnliche Boote gibt es in vielen Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas, manchmal in etwas anderer Form oder mit Auslegern links und rechts, die das Kentern verhindern sollen.

Die Pirogen von Handleinern sind etwa fünf bis sechs Meter lang und so breit, dass man sich mit den Händen an beiden Bordkanten festhalten kann. Es gibt auch ganz kleine Pirogen für Handleiner, die alleine unterwegs sind, und sehr viel grössere Pirogen für Mannschaften von etwa zwanzig Männern, die mit grossen Netzen fischen. Früher wurden die Pirogen gerudert oder mit einem einfachen Segel vorwärts bewegt. Ab den 1960er Jahren wurden immer mehr Pirogen mit einem Aussenbordmotor versehen, und heute wäre die Fischerei an Senegals Küste ohne Motor

gar nicht mehr denkbar, weil die Fischbestände zusehends dezimiert wurden; die Fischer müssen immer weiter aufs Meer hinaus fahren, um noch etwas zu fangen.



Bau von Pirogen mit einfachsten Mitteln.



Leseprobe

Das Buch mit 80 Seiten und zahlreichen Fotos kann für CHF / EUR 25.– (Porto inbegriffen) bestellt werden bei: verlag@edimut.ch



Verlag edition mutuelle
Wartstrasse 131 A · 8400 Winterthur · Schweiz
verlag@edimut.ch · www.edimut.ch

Druck & Bindung: winterwork · D-Bosdorf · winterwork.de

Gestaltung und Fotos: Billo Heinzpeter Studer, ausgenommen Fotos von Michael Hauri (Seite 3), Ousmane Bâ (Seite 57) und Oliver Seeger (Seiten 49, 51, 52).

Lektorat: Arny Algader

Oktober 2025 · ISBN 978-3-9524784-6-2 · © beim Verlag